

Caroline Albertine Minor

Der Panzer des Hummers

ROMAN

Aus dem Dänischen von
Ursel Allenstein

Diogenes

Titel der 2020 bei Gutkind Forlag, Kopenhagen,
erschiedenen Originalausgabe: ›Hummerens Skjold‹
Copyright © Caroline Albertine Minor and
Gutkind Forlag A/S, København 2020
Das Motto stammt aus: Ted Berrigan,
›The Selected poems of Ted Berrigan‹
Herausgegeben von Alice Notley und Anselm Berrigan
University of California Press, Oakland 2011
Covermotiv: Gemälde von Fairfield Porter,
›Stephen and Kathy‹, 1963
Oil on canvas, 60 in. × 48 in. (152,4 cm × 121,92 cm)
Colby Museum of Art
Copyright © 2021, ProLitteris, Zürich
Museum purchase from the Jere Abbott Acquisitions Fund
Accession Number: 1992.031

Der Diogenes Verlag wird vom Bundesamt für Kultur
für die Jahre 2021 – 2024 unterstützt

Alle deutschen Rechte vorbehalten
Copyright © 2021
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
150/21/44/1
ISBN 978 3 257 07178 8

TEIL I

Der Panzer des Hummers

I
Beatrice

Du nimmst einen Eistee, denkt sie streng, schließt die Wohnungstür und setzt ihren Weg fort, die Treppe hinauf, an der Küche vorbei, ins Esszimmer und bis zum Eckschrank, wo der Armagnac steht. Der gute, den sie eigentlich nur am Ende von besonders gelungenen Abendgesellschaften hervorgeholt hatten oder nach dem Ende von völlig misslungenen, und Pita soll sie bitte nicht mehr so ansehen, mit schiefgelegtem Kopf und diesem verzweifelten Ausdruck in ihren Glubschaugen. Sie kann noch immer diesen zarten Strom in ihren Handflächen und diese raue Offenheit über der Brust spüren.

Wie Bee Wallens dort auf der Kante ihres Sofas hockt und eine Flasche Baron de Sigognac 1967 an ihre linke Wange presst, kann man sie nur schwer mit der als *renowned spiritual expert, intuitive coach and psychic medium* beschriebenen Person in Einklang bringen, die auf ihrer Homepage so entspannt lächelt. Sie muss etwas ändern. Die Bilder sind über zehn Jahre alt, und ihre Kunden erschrecken im ersten Moment immer, und dann vergeuden sie ihre Zeit damit, ihren Schock schnellstmöglich zu überwinden, genau wie Bee es jeden Morgen vor dem Spiegel tun muss. Das Alter traf sie so plötzlich wie ein Erdbeben, und Bee würde

alles darum geben, noch einmal dieses Gefühl zu erleben, den Menschen allein mit ihrem Gesicht zu gefallen. Jetzt flackert ihr Blick umher und sucht nach einem Ort der Ruhe. *Beauty is in the eye of the beer holder!*, sagte Pauline manchmal (wenn sie in der passenden Stimmung war). Bee weiß immer noch nicht, wen sie zitierte.

»Jetzt komm schon her«, sagt sie und klopft neben sich auf das Polster. Pita schnaubt enthusiastisch, schwingt dann aber nur kurz die Vorderbeine in die Luft wie ein dickes kleines Dressurpferd.

»Dann bleib eben, wo du bist, alberner Hund«, murmelt sie und schenkt das Glas so lange voll, bis es überläuft. Leise fluchend beugt sie sich vor, setzt die Lippen an das Glas, Hudsons Lieblingsglas, wie ihr jetzt einfällt; obwohl es so klein war, dass man es ständig nachfüllen musste. Hudson, den Bee seit fast einem Jahr nicht mehr gesehen hat. Er ist ein guter Junge, durch und durch gut, und obwohl er nie ihr Kind war, vermisst sie ihn.

Sie schlürft, bis sie das Getränk gefahrlos heben und das umgekehrte Manöver durchführen kann: Glas zum Mund, Kopf in den Nacken und es leeren.

»Aaaah!«, ruft sie aus und muss sich beherrschen, das Glas nicht auf den Tisch zu knallen, als wäre er ein Tresen, hinter dem ein reservierter Barkeeper bereitsteht, um ihrem Lamento zu lauschen; einer endlosen Reihe von Beispielen dafür, dass sie zu nichts taugt.

Doch da ist niemand.

Niemand, hallt es in ihr nach, niemand, niemand.

Sie füllt das Glas erneut, trinkt und teilt es sich, nachdem sie kurz mit sich gerungen hat, in zwei Hälften ein.

Es ist, wie es ist. Und wie sie sich ab und zu selbst sagt, wenn nicht alles nach Plan läuft: Hellschere ist keine Buchhaltung, in ihrem Fach gibt es keine Garantien. Ihre Aufgabe besteht darin, das Ungesagte zu hören und das zu spüren, was nur eine Vibration ist. Gedanken, leicht wie eine Motte ... Doch diesmal bekam sie gar nicht erst die Gelegenheit, es zu erklären. Die Frau war fest entschlossen, so schnell wie möglich wegzukommen.

Mein Vater, rief die Frau und sprang auf, ich habe nicht das geringste Interesse daran, mit ihm zu sprechen! Sorgen Sie dafür, dass er verschwindet!

Als ginge es um ein giftiges Insekt.

»Nein, das kam nicht so gut an, was, Pita?«

Der Hund hat sich in seinem Körbchen zusammengerollt und ist eingeschlafen. Er schnauft durch die verengten Nasenlöcher, das Geräusch beruhigt sie.

»Mein Baby«, sagt sie, mit einem Mal milder gestimmt, beinahe gerührt.

Davon abgesehen war die Frau hübsch, denkt Bee, obwohl sie sich schon an die äußersten Zweige des Baums der Jugend klammerte. Bald würde auch sie nicht länger von ihnen getragen und ebenfalls herabsinken.

Und seit dem Erscheinen des Vaters war es dann schiefgelaufen, mehr oder weniger.

Er hatte so selbstsicher gewirkt, als wäre seine Anwesenheit vollkommen berechtigt. Mit seiner Art hatte er sie hinters Licht geführt. Dass jemand so klar und deutlich zu ihr durchdringt, passiert selten. Meistens ist die Verbindung schlecht, und sie muss filtern und die Ohren spitzen und das Signal justieren, doch nicht bei ihm. Er hatte direkt

neben ihr gestanden. Bee konnte ihn riechen (ein rauchiger Vanilleduft und etwas anderes, das sie nicht genau zuordnen konnte ... etwas Kühles, Pollenartiges), und dann hatte sie ihn – strikt gegen die Anweisungen der Kundin – heringelassen.

Das hätte sie natürlich nicht tun dürfen.

Jetzt, im Nachhinein, sieht sie es ein.

Die Frau hatte sich unmissverständlich ausgedrückt: Ich möchte gern mit meiner Mutter sprechen.

Doch er war genau in dem Moment zur Stelle, als Bee den Weg freimachte. Es war, denkt sie, während sie sich ein drittes Glas eingießt, als hätte er auf der Lauer gelegen. Sie versinkt wieder in der kuscheligen Umarmung des Sofas.

Anschließend war es schnell gegangen:

Meine *Mutter*, habe ich gesagt, und sonst niemand.

Ich kann sie gerade nicht wahrnehmen, es ist, als würde er sie blockieren, der Kanal ist ziemlich schmal, müssen Sie wissen, aber ich bin sicher, wenn wir ihn hereinbitten, wird er ihr auch Platz machen – usw. usf.

An dieser Stelle hatte die Frau gelacht. Ein bitteres Lachen, denkt Bee jetzt.

Platz machen? Da kennen Sie meinen Vater aber schlecht.

Bee streckt die Hand aus und knipst die blaue Lampe mit dem Fischmuster an, ein Geschenk von Pauline, das sie zu Beginn der Beziehung einmal bei Christie's gekauft hatte, für eine Summe, die Bee verdrängt hat. Nur weil sie ihrer Bewunderung für eine andere Lampe Ausdruck verliehen hatte, die im Fenster dieses schrecklichen Snobs bei Coup d'état ausgestellt gewesen war (den sie boykottierten). Die blauen Fächerschwänze kreisen teilnahmslos um den

Porzellanfuß, und auf der anderen Seite der Fenster hat es aufgeklart. Bee hat jegliches Zeitgefühl verloren, es könnte alles sein zwischen zwei und sieben.

Sie schließt die Augen, und das Wohnzimmer verschwindet und wird von einer verführerischen, orangefarbenen Dunkelheit abgelöst. Das zitternde Gefühl verfliegt allmählich. Normalerweise geht das schneller, aber bei der ganzen Unruhe im Zimmer fiel es ihr schwer, sich wieder richtig zu verschließen. Die Kundin hatte ihr nicht erlaubt, ihre Arbeit zu beenden, deshalb musste sie den Mann hastig wieder zurückdrängen, so wie man, fünf Minuten bevor die Gäste kommen, alles schnell in den Kleiderschrank stopft.

Nein, diese Sitzung entsprach bei weitem nicht ihrem professionellen Anspruch. Alles in allem ist sie stolz auf ihre Fähigkeiten und hält sich für eine seriöse Vertreterin eines gemeinhin geringgeschätzten und missverstandenen Fachs. Im Gegensatz zu dem, was gewisse Leute in gewissen Foren irgendwo im Internet behaupten, ist sie keine Hochstaplerin und auch nicht daran interessiert, die Schwäche anderer auszunutzen. Wenn eine Verbindung besteht, besteht eine Verbindung. Mehr steckt nicht dahinter. Inzwischen hat sie aufgehört, sich zu wünschen, die Leute würden es verstehen.

Ein Grund, Pauline zu lieben: Sie war nicht an »Beweisen« interessiert.

Und dann, ganz schnell, ein Grund dagegen: Pauline liebt Bee nicht mehr.

Ich wüsste zu gern, was der Vater getan hat, denkt sie, so beharrlich sind sie eigentlich nur, wenn sie etwas bereuen.

Die Augen noch immer fest geschlossen, trinkt Bee das

Glas aus, dann lässt sie sich auf die Seite gleiten und zieht die Knie an die Brust.

Wenige Minuten darauf schläft sie tief und fest.

Bei dem leisen Plumps öffnet sich eines von Pitas krötenartigen Augen. Von ihrem Platz im Körbchen kann sie das Glas nicht sehen, das im hohen Teppichflor gelandet ist, sondern lediglich Bees schlaff über die Sofakante hängende Hand.

Das Gefühl, das sie in den letzten Tagen gestört hat, ergibt endlich einen Sinn. Angeekelt und gleichzeitig zunehmend fasziniert beobachtet Sidsel, wie sich das anderthalb Zentimeter lange, fadenähnliche Wesen in der Kloschüssel windet. Es ist Viertel nach zwei in der Nacht, und sie kann nichts tun. Die Apotheken öffnen erst morgen wieder. Wenn sie Madenwürmer hat, dann hat Laura sie auch, und wenn Laura Würmer hat, ist sie nicht die Einzige in ihrer Kindergartengruppe. Es wird so kommen wie damals mit den Läusen, eine demokratische Plage, die Verbote und Mahnungen nach sich zieht und erst in der Behandlungsphase die Spreu vom Weizen trennt (wer kämmt *jeden* Abend?). Alle hatten sie, und wer sie nicht hatte, bekam sie, und wer sie gehabt hatte, bekam sie noch einmal oder war sie vielleicht gar nicht erst losgeworden. Erwachsene Frauen flochten sich Mozartöpfle, und Sidsel beneidete jene Mütter, die ihr Haar unter strammen, eleganten Kopftüchern verbargen. Allerdings kann sie sich nur schwer vorstellen, dass Esthers Mutter Würmer hat oder Ibrahims Vater, der so groß und wohlriechend ist und so ernsthaft, wenn er ganz normale Sachen wie guten Morgen und auf Wiedersehen sagt. Ibrahims Vater, der in diesem Moment

neben Ibrahims Mutter schläft, während Sissel schlaflos allein im Badezimmer steht, zweiunddreißig Jahre alt und mit Würmern im Hintern.

Vergisst sie wirklich so oft, sich die Hände zu waschen?

Sie hat keine Angst vor Bakterien, so war es schon immer.

Als Sidsel mit Laura in Elternzeit war, hatte sie stets eine Flasche Handdesinfektionsmittel dabei, weil die anderen aus ihrer Müttergruppe es auch so machten. Doch sie benutzte es nie, und nachdem der Deckel abgebrochen war, roch das Futter der Windeltasche noch ewig nach Limoncello. Schon nach dem ersten Monat hörte sie auf, die Schnuller auszukochen, steckte sie einfach nur kurz in ihren eigenen Mund, und wenn Sand daran klebte, spuckte sie ihn aus.

Auf der staatlichen Gesundheitsseite kann sie lesen, dass sich der erwachsene Wurm im ersten Teil des Dickdarms lose an der Schleimhaut festsetzt. Schwangere Würmer kriechen durch den Anus in die umliegende Haut, wo sie bis zu zehntausend Eier legen. Das geschieht oft in der Nacht.

Sidsel legt ihr Handy auf den Rand des Waschbeckens und drückt die Spülung.

Da war es wieder. Das Gefühl, jemand würde mit einem feinen Stift etwas auf die Innenseite ihres Enddarms kritzeln, ein winziges Kissen besticken.

Sie holt einen Stuhl aus der Küche, steigt darauf, zieht die Unterhose bis zu den Knien herunter und spreizt vor dem Spiegel mit den Händen ihre Pobacken auseinander. Derart nach außen gekehrt und glänzend wirkt das Arschloch wie

ein Organ, wie etwas, das tiefer im Körper sitzen sollte. Sie weitet es noch mehr mit den Händen. Als sie etwas Weißes aufblitzen sieht, jagt sie ihren Zeigefinger hinein. Er ist kalt und trocken, es schmerzt. Natürlich fängt man auf die Weise nichts. Sie wäscht erneut ihre Hände, erst mit Seife, dann mit Spülmittel, ehe sie wieder ins Bett geht und zu weinen versucht, mit Augen, die sich anfühlen wie in der Sonne versengte Steine, denn eigentlich ist es vor allem lächerlich.

Am nächsten Morgen ist Laura ganz aus dem Häuschen.

»Warum steht der denn hier?«, ruft sie aus dem Badezimmer, diesmal lauter, weil Sidsel beim ersten Mal nicht reagiert hatte.

»Den brauchte ich gestern«, ruft sie und zieht das Rollo hoch. Es regnet noch, und auf der anderen Seite brennt nirgends Licht außer in dem Fenster, das nicht zählt. Der alte Mann mit der Geranie und den roten Kerzen lässt immer über Nacht eine Lampe brennen. Es ist gerade mal sechs Uhr, Sidsel hat insgesamt vier Stunden geschlafen, und die Kopfschmerzen ziehen sich durch ihre linke Schädelhälfte und bis in die Hand hinunter, als sie sich vorbeugt, um in ihre Jeans zu steigen.

»Ich komme ja gar nicht vorbei!«, kreischt Laura glücklich.

»Dann stell ihn weg«, sagt Sidsel, »oder nein, warte kurz. Lass ihn stehen, ich helfe dir.«

»Musstest du an irgendwas rankommen?«, fragt Laura, als ihre Mutter wieder im Badezimmer steht. Sidsel kann sich nicht erinnern, wann ihr auffiel, dass Laura weder den Aufsatz noch einen Tritthocker brauchte, sondern allein

auf die Toilette gehen konnte. Ihr dickes, dunkles Haar hat sich über Nacht gelöst und hängt ihr ins Gesicht. Sidsel nimmt ein Haargummi und bindet Lauras Haare oben auf dem Kopf zusammen.

»Nein, keine Palme, richtige Zöpfe!« Laura schüttelt heftig den Kopf.

»Die flechten wir später«, erwidert Sidsel, »nach dem Frühstück. Lau, ich muss dich was fragen ...«

Das Mädchen blickt auf, bemerkt die Veränderung im Ton der Mutter. Wie viele Kinder hat sie dieses seismographische Gefühl.

»Hast du irgendetwas in deinem Po gemerkt? Etwas, das juckt?«

Laura denkt nach.

»Nein, eigentlich gar nicht.«

»Auch nicht gestern beim Einschlafen?«

»Nein.«

»Dann ruf mich, wenn du fertig bist.«

»Du hast versprochen, mir Zöpfe zu flechten.«

»Nach dem Frühstück, habe ich gesagt. Und ruf mich, wenn du fertig bist, du darfst nicht spülen.«

»Warum?«

»Weil ich kurz etwas nachgucken muss.«

Obwohl Sidsel sogar mit einem Essstäbchen, das sie in der Küchenschublade gefunden hat, in der Scheiße herumstochert, ist nichts zu sehen. Laura hüpfte hinter ihr auf und ab, ganz aufgeregt wegen all des Unerwarteten, das dieser Morgen bietet. Erst der Stuhl im Bad und dann das: ihre Mutter, die sich auf der Suche nach irgendetwas Geheimnisvollem in ihrer Kacke über das Klo beugt!

Mit einem Knurren wirft Sidsel das Stäbchen in die Duschschüssel und zieht sich den Plastikhandschuh aus. Manchmal ist sie doch froh, dass es nur sie und Laura gibt und keine weiteren Zeugen dieser dunklen und chaotischen Tagesanfänge.

Sie zieht eine Nummer, es sind noch acht Kunden vor ihr, und während sie zwischen den Regalen wartet, fallen ihr auch ein paar andere Sachen ein, die sie gut gebrauchen könnte: Deo, Schrundensalbe, Feuchtigkeitscreme für Lauras Wangen und Vitaminpillen. Warum um alles in der Welt nehmen sie die nicht schon längst? Wenigstens etwas. Und Reinigungsmilch, sie hat sich lange mit Wasser und einem Lappen begnügt, ihre Haut könnte eine Pflege vertragen. Reinigung, Toner, Feuchtigkeitscreme und ein breiter Stirnband, um die Haare aus dem Gesicht zu halten.

Als der Apotheker die Waren in die Kasse eingegeben hat, muss Sidsel ihren Schreck darüber verbergen, dass sie beinahe die Tabletten vergessen hätte.

»Ach ja, und dann bräuchte ich noch etwas gegen Würmer.«

»Da würde ich Mebendazol empfehlen. Wie viele Personen sind befallen?«

»Ein Kind und eine Erwachsene.«

»Danke.«

Zum Glück tippt er ganz geschäftig weiter.

»Und es gibt keine weiteren Personen im Haushalt?«

Auf diese Frage war sie nicht vorbereitet.

»Es ist so, dass alle, die sich regelmäßig in einem betroffenen Haushalt aufhalten, eine solche Kur machen sollten.«

Sonst kommt es zu Kreuzinfektionen, und man muss wieder von vorn anfangen.«

Kreuzinfektionen.

»Verstehe«, sagt Sidsel, »das wäre natürlich nicht schön.«

»Also sind es nur zwei? Ein Kind und eine erwachsene Person?«

»Geben Sie mir drei. Zwei Erwachsene und ein Kind.«

»Gerne«, sagt der Apotheker mit einem zufriedenen Schniefen, »und zusätzlich sollten Sie besonders streng auf die Hygiene achten und in der nächsten Zeit oft die Bettwäsche wechseln. Außerdem wäre es gut, die Nägel ganz kurz zu schneiden«, er hält seine eigene Hand hoch, »weil sich die Eier gern unter die Ränder setzen und über den Mund in den Körper gelangen, und dann geht der ganze Ärger von Neuem los.«

An das Paracetamol, das ihren Kopf sanft betäubt durch den Tag getragen hätte, denkt sie erst, als sie das Transportfahrrad am schmiedeeisernen Zaun anschließt. Jetzt lässt es sich nicht mehr ändern. Auf der anderen Seite trennt ein schmaler Grasstreifen den Personaleingang des Museums vom Bürgersteig. Die Eichentür aufzuschließen und dem Wachmann in seinem Glaskasten zuzunicken erfüllt sie immer noch mit einer besonderen Freude, doch heute nimmt Sidsel sie gar nicht wahr. Der Ärger darüber, zu spät zu kommen, verdrängt sofort alles. Im Foyer schält sie sich aus der Regenhose und fährt sich mit der Hand durchs Haar, das kurz ist und dunkelblond. Nach der Schwangerschaft wurde es nie wieder so wie vorher, weshalb sie es vor einigen Jahren auf den Rat des Friseurs hin abschneiden ließ.

Inzwischen gefällt es ihr, wie die Frisur ihr Gesicht härter macht, denn im Gegensatz zu ihren Geschwistern hat Sidsel nicht die Züge ihres Vaters geerbt. Ihre Haut ist hell und empfindlich, die Kinnpartie wirkt etwas weich. Von den Wangenknochen, dem scharfgeschnittenen Amorbogen und dem breiten, geraden Nasenrücken ist bei ihr keine Spur zu finden. Dafür besitzt sie das Charisma ihrer Mutter. Die Menschen mögen Sidsel. In ihrer Gegenwart fühlt man sich sofort wohl, wohingegen ihre Geschwister, und zwar beide, im ersten Moment gewöhnungsbedürftig sind.

In der Garderobe meidet sie den Blick in den Spiegel und eilt in Richtung Werkstatt, wo sie schon längst bei der Arbeit sein sollte.

»Sidsel!«

Vera hängt über dem Treppengeländer und blickt auf sie herab. Sie sind ungefähr gleich alt, und Sidsel hatte es sofort aufgegeben, mit ihrer Kollegin konkurrieren zu wollen. Heute trägt die Kunsthistorikerin einen mandarinenfarbenen Rollkragenpullover und einen Wildlederrock, in dem Sidsel ausgesehen hätte, als wäre ihr am Vorabend eine viel zu gewagte Idee gekommen.

»Birthe hat mich gebeten, dich zu holen. Sie will etwas mit dir besprechen.«

»Hat sie gesagt, worum es geht?«, fragt Sidsel und folgt Vera in den ersten Stock. Birthe hat sie noch nie in ihr Büro gebeten.

»Nicht so richtig«, sagt Vera und schiebt sie über den Flur und durch die offene Tür.

Sidsel stellt die Apothekentüte auf dem Boden ab und lächelt den beiden Frauen auf dem Sofa zu. Die eine ist Birthe

Käzner, Kustodin der antiken Sammlung des Museums, die andere stellt sich als Jeanette vor, und Sidsel erkennt ihren hennafarbenen Zopf und das Haargummi mit Kunstedelesteinen aus der Kantine wieder.

»Gut, dass du da bist«, sagt Birthe und deutet mit dem Kopf auf den leeren Stuhl gegenüber. »Setz dich.«

Der Raum duftet nach Kardamom, nach Altem und Neuem, vor allem aber angenehm. Er war einmal fast doppelt so groß, doch im Rahmen der Einsparungen wurden die meisten administrativen Bereiche in immer kleinere Einheiten aufgeteilt. Trotzdem strahlt das Büro nach wie vor eine natürliche Erhabenheit aus, die Wände sind mit einer senfgelben Leimfarbe gestrichen, und die Deckenhöhe muss mindestens fünf Meter betragen. Sidsel hält sich so gut wie nie im ersten Stock auf. Der Kontakt mit den anderen Museumsangestellten lief bislang immer über Nana, die die leitende Konservatorin ist und zugleich Sidsels Vorgesetzte. Nur mit Vera spricht sie jeden Tag, wenn sie zum Rauchen unten im Hof sind. Davon abgesehen hat sie sich bisher nur auf ihre Statuen, Steine und Reliefs konzentriert. Auf dem Tisch zwischen ihnen stehen eine Thermoskanne und ein Stapel Tassen, aber keiner macht Anstalten, danach zu greifen.

»Hast du schon mit Nana gesprochen?«

Sidsel schüttelt den Kopf.

»Gut«, sagt Birthe, »ich will mich kurzfassen. Es gab ein Unglück im British Museum mit einer unserer syrischen Büsten. Ich bin mir nicht sicher, was genau passiert ist, ob ein Besucher versehentlich dagegengestoßen ist oder ob der Konservator einen Fehler gemacht hat, aber jedenfalls hat die Schönheit von Palmyra jetzt einen Defekt. Sie haben

gestern angerufen, waren ganz aufgelöst. Das wäre in der Geschichte des Museums noch nie vorgekommen, sagen sie. Bis eine von uns vor Ort ist, wollen sie nichts unternehmen, auch wegen der Versicherung. Gleichzeitig macht sich so ein verhülltes Stück mitten in der Ausstellung natürlich nicht gut, deshalb sind sie sehr darauf bedacht, dass schnell jemand kommt. Und da haben wir an dich gedacht.«

»Was ist mit Nana?«

»Nana kann gerade nicht verreisen.«

Birthe ist nicht unfreundlich, aber irgendetwas an ihrer Art sorgt dafür, dass Sidsel sich wie eine alberne Amateurin vorkommt.

»Ich habe gestern mit ihr gesprochen«, fährt die Kustodin fort, »und sie hätte ein gutes Gefühl dabei, dich zu schicken. Wenn ich es richtig verstanden habe, kennst du die Sammlung schon sehr gut?«

Sidsel nickt.

»Ich habe meine Magisterarbeit über die Konservierung von erodiertem Sandstein geschrieben. Und eine Statue aus dem Magazin der Sammlung als Fallbeispiel genommen.«

In den Wochen bis zur Abgabe der Arbeit hatten die blasierten Steingesichter der palmyrischen Statuen Sidsel bis in ihre Träume verfolgt, und obwohl es eine Erleichterung war, endlich mit der Magisterarbeit fertig zu sein, schlägt ihr Herz unter der Bluse begierig, als sie sich vorstellt, der schönsten von ihnen so nahe zu kommen.

»Tja, dann würdest du dir das doch vielleicht zutrauen«, sagt Birthe, »und wenn dem so ist, könntest du morgen Nachmittag hinfliegen und im Idealfall im Laufe des Sonntags wieder hier sein.«

British Museum. London.

Das geht nicht.

Sidsel hat die Hilfsbereitschaft ihrer Freundinnen in den letzten Monaten längst überstrapaziert. Als Laura jünger war, hatte sie kein Problem damit, die anderen um ein kleines bisschen von der Zeit zu bitten, mit der sie so reich gesegnet waren, aber jetzt, wo auch sie mit Kindern und Jobs und Renovierungsprojekten beschäftigt sind, sträubt sich alles in ihr bei dem Gedanken.

Vera, die aus Neugier im Büro geblieben ist, bewegt sich unruhig hinter ihr, und Sidsel begreift, was gerade passiert ist: Die Chefin hat ihr eine Chance gegeben, sich zu beweisen. Sie hält sie ins Licht. Nana lobt sie nicht, hat sich aber auch noch nie unzufrieden über ihre Arbeit geäußert. Jetzt zeigt sich, dass sie ihr vertraut.

»Ja, das übernehme ich gern«, sagt Sidsel nickend und spürt, wie sich ihr Kopf viel zu lange auf und ab bewegt.

»Schön. Du bist mit dem Nilpferd beschäftigt, oder?«

»Ja, genau«, antwortet sie und spürt es erneut. *Enterobius vermicularis*, dieses peinlich deutliche Kitzeln.

»Das läuft uns ja nicht weg«, sagt Birthe und spricht eine Zeitlang über die Ausstellung, die, von dem Unglück einmal abgesehen, sehr gelungen sein soll. Durch das Fenster kann Sidsel zu den nassen Kastanien hinübersehen und zu den Schleifen der Achterbahn dahinter, durch die hin und wieder dunkelrote Wagen sausen. Die Haare der wenigen Passagiere peitschen in der klammen Frühjahrsluft hin und her, ihre Schreie dringen nicht bis zum Büro hinüber.

Natürlich kann Sidsel nicht einfach für ein Wochenende nach London fahren.

Was denkt sie sich dabei?

Warum macht sie es sich immer selbst so schwer?

Bindet zu feste Knoten, die sie dann mühsam wieder öffnen muss.

»Die praktischen Angelegenheiten«, sagt Birthe und klatscht leicht in die Hände, »die Sicherheitsbescheinigungen und alles andere gehst du mit Jeanette durch. Das habe ich vergessen zu erwähnen: Jeanette ist unsere Registrarin. Das heißt, sie ist verantwortlich für die Formalitäten, die mit den Leihgaben und Leihnahmen des Museums verbunden sind. Versicherungen, Kommunikation mit dem Zoll, der МТАВ und solche Sachen.«

»Alles, was öde ist«, sagt Jeanette mit einer heiseren Stimme, und ihr schnodderiger Slang aus dem Westen der Stadt ist Sidsel sofort sympathisch, »der ganze Papierkram. Und falls wir dich losschicken, sollten wir beide im Laufe des Tages mal die Köpfe zusammenstecken. Aber jetzt müssen mich die Damen entschuldigen. Ich sehe gerade, dass mich irgendwelche hartnäckigen Franzosen schon die ganze Zeit zu erreichen versuchen.« Sie streckt ihr Telefon in die Luft.

Vera winkt ihnen kurz zu und folgt Jeanette.

Nach ihrer plötzlichen Verabschiedung sind Sidsel und Birthe sich und der ungewohnten Situation überlassen. Am Himmel bricht die Sonne hervor, und die Sprossen des Fensters zeichnen ein Muster auf den Boden, schmale, dunkelblaue Striche und Kreuze, die im nächsten Moment wieder verschwinden. Sidsel beantwortet Birthes Fragen und zählt dabei stumm von einer hohen Zahl herunter, ein alter Trick, um Situationen wie diese durchzustehen. Sie müsste es einfach nur endlich sagen. Es hinter sich bringen.

Viermal klettern die Passagiergondeln langsam am goldenen Turm im Tivoli empor, stürzen in die Tiefe und schwingen sich bis zur Mitte hinauf, ehe Birthe Sidsel endlich wieder gehen lässt. Draußen auf dem Gang begegnet sie erneut Vera, die unter dem Vorwand verschwindet, auf die Toilette zu müssen. Sidsel hat Mitleid mit ihr, und gleichzeitig: Wenn Vera zum ersten Mal in ihrem Leben die Erfahrung macht, nicht am wichtigsten zu sein, ist es sicher keine Sekunde zu früh.

Im Laufe des Tages bessert sich Sidsels Stimmung. Wie auch immer die Sache ausgeht, es ist gut, dass sie gefragt wurde. Die Tabletten wirken schon, der Juckreiz hat abgenommen, und noch dazu war Vera viel großmütiger, als Sidsel befürchtet hatte. Ohne ihre Überraschung zu verhehlen, schien die Kollegin sich aufrichtig für sie zu freuen. Das ist ja ein wahnsinnig großer Vertrauensbeweis, dich damit zu beauftragen, hatte sie gesagt, als sie nach dem Mittagessen zum Rauchen in den Hof gegangen waren. Stell dir mal vor, es war wirklich ein Besucher, der sie umgestoßen hat. Shit, und ausgerechnet die Schönheit! Dann hatte sie gelacht und ihren fehlenden Backenzahn und eine breite Zunge entblößt, und Sidsel wurde von einem schlechten Gewissen geplagt, weil sie vorher ein so hartes Urteil über Vera gefällt hatte. Je länger sie darüber nachdachte, desto mehr wünschte sie sich, sie könnten beide fahren. Mittlerweile waren sie wohl eine Art Freundinnen; es hätte ein Ausflug unter Freundinnen werden können. So etwas hatte Sidsel seit Lauras Geburt nicht mehr gemacht. Nach ihrem Auftrag im Museum könnten sie ein Bier trinken gehen

und Männer beobachten, und vielleicht würde ein Moment der Vertrautheit zwischen ihnen entstehen. Eine Vertrautheit, die so groß war, dass Sidsel ihrer Kollegin, innerlich gewärmt vom Guinness, etwas über ihren letzten Besuch in der Stadt vor bald sechs Jahren erzählen würde: wie sie mit zitternden Beinen und Magenkrämpfen und mit Laura im Tragegurt durch das Foyer der Universität gelaufen war. Sie könnte von den dreißig unentschiedenen Minuten erzählen, die sie auf einer gepolsterten Bank auf dem Gang mit den Dozentenbüros verbracht hatte, ehe sie wieder in den Regen hinausilte, die U-Bahn zurück zum Hotel nahm, ihren Koffer aus dem Zimmer holte und den Rezeptionisten bat, ein Taxi zum Flughafen zu bestellen. Sidsel weiß bis heute nicht, was sie erwartet hätte, wenn sie die letzten Schritte bis zu seiner Tür gegangen wäre und angeklopft hätte. Wenn sie wortlos ihre Jacke geöffnet hätte, damit er das dichte, dunkelbraune Haar des Kindes sehen konnte.

Sie schrickt zusammen, als es plötzlich klopft. In der Werkstatt kommt nur selten jemand vorbei. Sie liegt ein wenig abseits und hat einen Eingang zum Hof, weshalb die Leute meistens anrufen oder sie zu sich bestellen, wenn sie etwas von ihr wollen.

»Herein«, ruft Sidsel und dreht sich auf ihrem Stuhl herum, damit sie die Tür im Blick hat. In der rechten Hand hält sie das selbstgebastelte Wattestäbchen, mit dem sie eben noch behutsam durch das kalte Marmornasenloch des Nilpferds gestrichen hat. Die Skulptur soll ans Getty Museum in Los Angeles ausgeliehen werden, und Sidsels Aufgabe besteht darin, es transportfähig zu machen. In den letzten

Wochen ist ihr das große Tier ans Herz gewachsen. Seine kurzen dicken Beine und seine überdimensionale Schnauze (es erscheint unwahrscheinlich, dass der Bildhauer je ein lebendes Exemplar gesehen hat). Der Gedanke, dass es verpackt und über den Atlantik geflogen werden soll, beruhigt sie. Es wurde einst als Brunnenfigur erschaffen, und von seinem Mund und durch den Körper hinab verlaufen Hohlräume, die es viel empfindlicher machen, als sein robuster roter Körper es vermuten ließe. Sie freut sich jeden Morgen, wenn sie ankommt und es im Halbdunkel stehen sieht, das rechte Vorderbein zum Gruß erhoben.

Jeanette hustet, und Sidsel beeilt sich, ihre Tasche und Tüte von dem anderen Stuhl zu räumen.

»Hast du fünf Minuten Zeit?«, fragt Jeanette und bleibt stehen, »denn ich finde, Birthe hat das vorhin nicht hinreichend erklärt. Es geht hier nicht nur um die Skulptur. Wenn du nach London fliegst, wirst du das Museum repräsentieren. Sämtliche Kommunikation mit den Kuratoren, Kustoden, Konservatoren im British Museum – dafür bist du dann zuständig. Du musst dir das so vorstellen: Die Werke können nicht sprechen. Sie können dir nicht erzählen, ob es ihnen gutgeht, ob man sie angemessen schützt, ob die richtigen Vorkehrungen getroffen wurden. Im Laufe dieser Tage musst du ihnen eine Stimme geben. Dein Job besteht darin, ihnen zuzuhören und dich für sie einzusetzen. Kannst du mir folgen?«

Jeanette betrachtet Sidsel. Ihre Augen, klein und leuchtend lavendelblau, sind mit verwisstem Kajal betont.

»Du sagst ja gar nichts. Klingt es logisch, was ich dir erkläre? Ich finde nur, es wäre schade, wenn du glaubst, diese

Aufgabe ist ein Spaziergang. Birthe kann manchmal etwas vorschnell sein.«

»Doch, das klingt logisch«, sagt Sidsel.

»Ist was? Ich will dir nicht zu nahetreten, aber du siehst irgendwie perplex aus.«

»Ach, ich mache mir nur Gedanken, wer auf meine Tochter aufpassen soll. Ich bin mit ihr allein. – Dieses Wochenende«, fügt sie schnell hinzu und schämt sich über sich selbst.

»Wie alt ist sie?«

»Sie ist im Dezember sechs Jahre alt geworden.«

»Gibt es denn keine junggebliebenen Großeltern, die mal kurz einspringen könnten?«

»Nicht so richtig«, sagt Sidsel.

Normalerweise hat sie für solche Fragen immer eine unauffälligere Antwort parat, aber Jeanettes Gesicht wirkt so entwaffnend.

»Meine Eltern sind tot«, sagt sie, »und die anderen wohnen in England. Ich habe keinen Kontakt zu ihnen.«

»Was für ein Mist, ja, ich verstehe das Problem.« Jeanette schiebt den Unterkiefer vor und nickt.

»Weißt du was, Sidsel? Wenn du willst, kann ich Birthe sagen, dass es diesmal eben nicht geht. Dann finden wir schon eine andere Lösung. Mach dir keine Gedanken deswegen. Aber Nana war so Feuer und Flamme von der Idee, dich zu schicken, dass wir dachten, es wäre eine gute Gelegenheit –«

»Ich möchte es aber gerne.«

Kaum dass sie es ausgesprochen hat, spürt sie, wie wahr es ist. Mit dem ganzen Körper. Sie wünscht sich wirklich,

dass es eintritt. Sie möchte die Metro zum Flughafen nehmen und dieses Flugzeug besteigen. Sie möchte in den Straßen herumlaufen, die sie von früher kennt. Sie möchte ein bisschen allein sein. Lange schlafen.

»Na, wenn das so ist, musst du natürlich auch nach London. Wollen wir das nicht einfach festhalten? Und sobald du eine Lösung gefunden hast, kommst du bei mir vorbei, und wir veranlassen alles.«

Jeanette lächelt ihr aufmunternd zu.

»Okay«, sagt Sidsel und spürt, wie ihr die Tränen unter den Augen stechen, »danke.«

»Gern geschehen. Und jetzt sieh zu, dass du dich wieder deinem Nilpferd widmest.«

Über dem Museumshof haben sich die Wolken zusammengeballt, und trotz seiner großen Glasfassade wirkt der Raum sehr dunkel. Sidsel holt ihre Zigaretten und streift eine lange Strickjacke, die jemand an einem Haken vergessen hat, über ihren eigenen Pullover. Im Hof riecht es nach dem Essen aus dem Café. Ein Koch rennt mit einem Stapel leerer Plastikkisten die Treppe hinunter und stellt sie ab, ohne Sidsel zu beachten. Sie raucht und vergisst, es zu genießen. Ein paar Tropfen fallen auf ihr Handgelenk, sie stellt sich in den Türein gang, und kurz darauf regnet es in Strömen.

Sidsel steckt sich eine weitere Zigarette an, sie friert. Ihr Atem bleibt in der Luft vor ihrem Gesicht hängen. Der Winter will dieses Jahr gar nicht mehr loslassen.

3 Niels

Auf dem Heimweg«, antwortet Niels und zieht sich auch den anderen Handschuh mit den Zähnen aus. Er ist stehen geblieben, so wie sie es wollte. Jetzt steigt er ab und lehnt sein Rad an den Zaun vom Kongens Have. Seine Augen sind ungeduldig zusammengekniffen, während er der Stimme seiner Schwester lauscht. Obwohl er gerade nichts tut, die Hand auf den Sattel gelegt hat und sie reden lässt, strahlt er jene rohe Energie aus, die es einem Menschen wie ihm erlaubt, in einer beliebigen Stadt in einem beliebigen Land auf einer Bank zu übernachten und am nächsten Morgen unversehrt und mit all seinen Besitztümern wieder aufzuwachen. Es ist, als würde die Welt einen neugierigen Bogen um ihn machen. Niels, der es nicht anders kennt und nie an seiner eigenen Unerschütterlichkeit gezweifelt hat, findet dagegen alles um sich herum seit jeher schwankend und wankelmütig. Er ist gewachsen, ohne sich an den angebotenen Rankhilfen und Spalieren festzuhalten. Herausgekommen ist ein Mensch, der gefestigter und zäher ist als die meisten Gleichaltrigen, und einsamer.

Ein paar vereinzelte Touristen sind im Park unterwegs, der Rasen ist an mehreren Stellen vom Regenwasser überschwemmt. Im Sommer hat Niels hier mit Linn gelegen,

zwischen Rhododendronbüschen und eingetrockneten Möwenschissen. Linn mit ihren großen, sonnengebräunten Händen und ihren Rollschuhen. Linn, die er seit Dezember nicht mehr gesehen hat, als er aufgab ... oder aufhörte ... Irgendwann hatte er einfach keine Lust mehr, ihr etwas zu geben, und noch viel weniger, so zu tun, als ob. Ihre Sorgen langweilten ihn und kurz darauf auch ihre Träume und Phantasien oder die Kleinigkeiten, an denen sie sich erfreuen konnte, viel leichter erfreuen als am Gesamtbild, das sie letzten Endes immer enttäuschte. Wenn er sich konzentriert, kann er sich an ihre Haut erinnern, dass sie an den Schultern glatt und feucht war und an den Oberarmen trocken. Im Sommer, im gelben Gras, über ihnen die Sonne, schmeckte sie nach dem Solero-Eis, das sie teilten, und weinte wegen irgendetwas, das er gesagt hatte, fing sich dann aber wieder, wie immer, und wurde fröhlich und aufmüpfig. An der Stelle, wo sie ihre Decke ausgebreitet hatte, glänzt jetzt eine längliche, bratensoßenbraune Pfütze, in deren samtiger Oberfläche sich die Baumkronen spiegeln. Er betrachtet die zitternde Kopie der schwarzen Zweige und des Himmels dahinter, während er Sidsel zuhört. Ihre Stimme ist hektisch und ausweichend, und das irritiert ihn.

»Was willst du mich fragen?«

Sidsel holt Luft.

»Niels, was ist das für ein fürchterlicher Lärm? Was machst du gerade?«

Er dreht sich um. Unter der pfeffergrauen Himmelsdecke marschieren die Leibgardisten die Gothersgade entlang.

»Das ist die Leibgarde.«

»Kannst du nicht ein Stück weitergehen?«

»Das lohnt sich nicht, die sind gleich wieder weg.«

Die Jungen haben schmale, harte Münder, und ihre Nasen zeigen starr geradeaus. Er versucht, einen Unterschied zwischen ihnen zu erkennen, aber es fällt ihm schwer, sie sehen alle gleich albern aus. Der Riemen der Bärenfellmütze bedeckt das Kinn, und ihre Wangen leuchten rot auf weiß, gereizt von Akne und Ausschlag. Der Wind fährt in den Pelz ihrer Kopfbedeckung, plättet und zaust ihn, teilt ihn wie einen Scheitel. Ihre Knie schnellen zackig hoch, hoch, hoch, hoch. Ihre Schritte hallen im Takt der Piccoloflöte, die kurze, muntere Töne ausstößt. Die Melodie erklimmt hysterische Höhen und kullert dann talabwärts, um sofort wieder neue Gipfel anzustreben.

»Du legst doch nicht auf, oder? Ich warte, bis sie weg sind.«

Er lässt das Telefon sinken. Beim Anblick dieses idiotischen Aufzugs entwischt ihm das letzte bisschen Freude. Es müsste alle deprimieren, dass sich etwas so Überflüssiges immer wieder erneuern darf. Die vielen blauen Hosen, die genäht werden müssen, neue Jacken, der aufwendige Einkauf von Stiefeln und Mützen, die Rekrutierung der Jungen. Es ist der Mangel an Phantasie, der ihn stört. Das Schafsköpfige. Sie sind vom süßlichen Mief der Folgsamkeit umgeben, vermischt mit dem strengen Geruch der Selbstzufriedenheit. Er friert an den Händen, und er muss pinkeln. Er hat seit gestern Abend nichts mehr gegessen und schon seit Wochen nicht mehr genug geschlafen. Und jetzt das, diese bescheuerten Trottel.

»Ja?«

»Du wolltest gerade etwas sagen.«

»Ich habe dich gefragt, was du mich fragen wolltest.«

Er hört genau, dass er hart klingt. So war es nicht gemeint. Sie zögert, dann fängt sie an.

»Es gab ein Unglück mit einer unserer Leihgaben, und sie wollen gern, dass ich einen Blick darauf werfe. Das Problem ist, dass diese Büste in London steht, und wenn es klappen soll, muss ich schon morgen fliegen und das ganze Wochenende dortbleiben. Ich hatte überlegt, Laura mitzunehmen, aber ich glaube, das ist eine schlechte Idee. Es wäre für keine von uns ein Vergnügen.«

Sie hat sehr schnell gesprochen, jetzt ist sie verstummt. Sie hat immer noch nicht gesagt, was sie eigentlich will, aber sie ist zu alt, als dass man ihr auf die Sprünge helfen sollte. Erst als sie sich überwindet und ihn direkt fragt, sagt er sofort und vorbehaltlos zu.

»Bist du sicher? Es sind immerhin zwei ganze Tage.«

Er hört ihr die Erleichterung an, die Anspannung ist aus ihrer Stimme hinausgeschlüpft wie ein Hund durchs Gartentor.

»Natürlich. Es wäre mir eine Ehre.«

»Oh, Niels, vielen Dank, es ist wirklich toll, dass du das machst. Ich werde es Jeanette sofort berichten. Wäre das in Ordnung?«

»Ja, wie schon gesagt.«

Er fragt nicht, wer Jeanette ist. Sidsels Dankbarkeit berührt ihn unangenehm. Hatte sie etwa damit gerechnet, dass er nein sagen würde? Wenn es ihr so offensichtlich etwas bedeutet, dorthin zu fahren? Als sie sich endlich fertig bedankt hat, geht sie sofort zum Praktischen über und lädt ihn für diesen Abend zu sich ein, damit sie »alles planen

können«. Der Ausdruck irritiert ihn, aber er lässt es sich nicht anmerken.

»Kannst du um sieben kommen? Dann könnt ihr noch ein bisschen Zeit miteinander verbringen, ehe sie ins Bett muss. Sie redet immer noch davon, wie sie mit Onkel Niels *Der Stern von Afrika* gespielt hat.«

»Ich werde mit dem größten Vergnügen alle imperialistischen Brettspiele spielen, die sich das Kind nur wünscht.«

Sidsel lacht ausgelassen und bedankt sich noch einmal.

Dann verabschieden sie sich.

In der Ferne kann er in der Geräuschsuppe des heutigen Tages noch die Marschmusik erahnen. Niels wartet, bis sie ganz absorbiert wird, ehe er sich die Handschuhe anzieht, das Fahrrad aufhebt und sich nach einer Einfahrt oder einem Hinterhof umsieht, wo er seine Blase entleeren kann, ohne jemanden zu verärgern.

Auf dem ersten Stück seiner Fahrt strengt er sich mehr als nötig an. Er rast die Gothersgade entlang und über die Brücke, biegt an den Seen so rasant auf den Kiesweg ein, dass die Steine vom Hinterrad aufspritzen. Oft ist das Gute so einfach: das Tempo zu beschleunigen und bei jeder Umdrehung zu spüren, dass er immer so weitermachen könnte. Dass heute einer dieser Tage ist, an denen er sich unersättlich und unermüdlich fühlt.

Als er vor einigen Wochen mit demselben Gefühl aufwachte, ging er beinahe zwanzig Kilometer zu Fuß. Stadtauswärts Richtung Süden und wieder zurück, weil seine Beine es wollten und weil es notwendig war. Niels bildet sich gar nicht erst ein, er wäre immun. Ab und zu verliert

auch er den Sinn für die Verhältnismäßigkeit und tappt in dieselben unwürdigen Fallen wie alle anderen: kleinliche Sorgen darüber, wo er wohnen und wovon er leben und was, um die abgegriffene Floskel zu benutzen, *aus ihm werden* soll. Diese Sehnsucht danach, dass ihn jemand in einem Kindersitz festschnallt und ihm ein Malbuch und eine Packung bunter Filzstifte in die Hand drückt. Reine Bürgerlichkeit, die seine Aufmerksamkeit wie ein existenzieller Blitzableiter vom Wesentlichen ablenkt und stattdessen ein warmes Bett und Bilanzen bietet. Zum Glück erkennt er seine eigene Schwäche immer rechtzeitig genug, um darauf zu reagieren. Auf seinem Fußmarsch hinaus aus der Stadt hatte er sie abgeworfen und stand einmal mehr nackt vor dem Leben. Verletzlich und rein und empfänglich dafür, sich an der Wirklichkeit wundzureiben und weh zu tun, und alles, was ihn an gängige Erwartungen band, schien illusorischer denn je. Von der neuen Leichtigkeit beflügelt, hatte er die Arme ausgebreitet und war genau so, kreuzförmig und beseelt, auf dem Seitenstreifen entlangspaziert. Schon nach ein paar Minuten hielt ein Auto am Rand, und die Frau am Steuer ließ ihr Fenster halb herunter und erkundigte sich, ob alles in Ordnung sei. Sie war von ihrer eigenen Barmherzigkeit überrumpelt worden, und Niels verspürte eine Lust, sie zu erschrecken, ließ es aber doch bleiben. Ihr Gesicht hatte eine angelernte Strenge, die ihm gefiel. Bestimmt war sie eine Art Pädagogin. Ja, und wie!, hatte er geantwortet. Und bei *Ihnen*? Die Frau hatte genickt, viele kleine schnelle Kopfbewegungen hinter der Scheibe, die schnell wieder hinaufglitt und mit einem Schwupp schloss. Er blieb stehen und winkte mit beiden

Armen, bis das Auto um die Ecke gebogen war. Auf dem Heimweg ging er am Bootshafen vorbei. In der Cafeteria des Segelclubs bestellte er Frikadellen mit Pickles und ein Bier und setzte sich an einen Tisch nahe dem Fenster. Vier ältere Männer mit Knollengesichtern und struppigem Alkoholikerhaar registrierten seine Gegenwart, ließen ihn aber in Ruhe essen und trinken. Keiner hatte das Bedürfnis zu reden. Das Ungewohnte war nicht besser oder feiner als das Gewohnte. Warum sollte man es groß beachten? Sie waren Fischer, zwischen ihnen bestand eine unsichtbare Verbindung. Wie manche Herdentiere schienen sie in einer spannungsgeladenen Stille zu kommunizieren, mit Blicken und leisem Gurren. Er konnte die Augen nicht von ihnen abwenden, und mit einem Mal wurde ihm bewusst, dass er sie liebte; das war es, was er gerade spürte. Niels lächelte hinter seiner Bierflasche. Natürlich musste er das für sich behalten, und die gesamte Mahlzeit hindurch erleuchtete ihn sein Geheimnis von innen. Da saß er, Niels Gabel, zufrieden glühend wie ein Kürbis. Nach dem Essen stand er auf, ohne ein Wort mit den Männern zu wechseln, ohne überhaupt in ihre Richtung zu sehen, und ging hinunter ans Wasser und rauchte, während er seine Beine über die Kante des Hafenbeckens baumeln ließ. Es war ein klarer Tag, knochenkalt, aber Niels hatte sich passend angezogen. Aus Gründen, die sowohl prinzipieller als auch praktischer Natur sind, besaß er nur sehr wenige Kleidungsstücke. Dafür legte er Wert auf die Materialien. Reine Wolle oder Leinen, ein paar Seidenhemden für festliche Anlässe. Die tomatenrote Mütze und der Schal, der im richtigen Licht grün schimmerte wie der Hals eines Enterichs. Am Tag des

Spaziergangs war er davon ausgegangen, dass sich das Frühjahr ankündigte, die künftige Wärme, die er wie eine Feder in seiner Brust spürte, doch er hatte sich getäuscht: Mitten im April war nach einigen Wochen Pause der Nachtfrost zurückgekehrt, und er hatte die Skiunterwäsche und die Funktionsjacke wieder hervorholen müssen.

Es ist weiterhin kalt. Die Gewächse harren hart und in sich gekehrt in ihren Beeten im Park aus, aber da ist auch noch etwas anderes ... Er hatte es letzte Nacht beim Plakatieren bemerkt. Ein Zwiebelgeruch steigt aus der Erde auf, und in den lanzenförmigen Knospen der Buchenhecken, die sich farblich nicht von den glatten Zweigen abheben, drängen sich die Blätter zusammen wie Gäste einer Überraschungsparty. Wahrscheinlich braucht es nur noch zwei oder drei ehrliche Sonnentage, und alles bricht in einer flaumigen Fanfare aus ihnen heraus. Doch jetzt regnet es, es regnet wieder, erst tröpfelnd, dann immer beharrlicher. Ein schräger, eisiger Regen, der ihm gegen Wangen und Stirn peitscht. Niels senkt das Tempo, schließt mit einer Hand die Jacke am Hals, überquert Triangeln und fährt auf der seelenlosen Østerbrogade weiter gen Norden.

Er hatte Sidsel nichts von Samstag erzählt, und wenn sie nicht von selbst darauf zu sprechen kommt, sieht er auch keinen Grund, es heute Abend zu erwähnen. Mittlerweile betrachtet Niels ihre Tante Efie als sein persönliches Problem. Sidsel hat sie schon lange aufgegeben, und Ea ist zu weit weg. Das Geschenk hat er bereits vor Wochen besorgt. Efie bekommt eine Salzlampe und eine Flasche Portwein. Sie gedenkt sowieso nicht mit dem Trinken aufzuhören, da kann sie genauso gut etwas Anständiges trinken.

Nein. Er wird seine Schwester nicht um Erlaubnis bitten.

Als er durch Hellerup fährt, kann er den fauligen Drachenatem des Meeres riechen. Inzwischen ist Niels gut aufgewärmt, das lange Wollunterhemd klebt ihm am Rücken, und er hört seinen eigenen Puls im Ohr schlagen: regelmäßig und freudlos wie eine Kirchenglocke.

*

Charlotte

Wir haben beschlossen, auf Abstand zu bleiben.
Keiner von uns verkraftet eine Aufführung aus dem Schattentheater unserer Vergangenheit.

Ein Stück weiter, halb vom Dampf verhüllt, den die Membran absondert, geht Troels mit hochgezogenen Schultern und tief in den Taschen vergrabenen Händen auf und ab, wie einer, der über etwas Wichtiges grübelt.

Inzwischen hat sich längst herausgestellt, dass keiner von uns weiß, wie wir hier gelandet sind und wie wir wieder von hier wegkommen.

Pfeift er?

Er summt.

Ein paar vereinzelte Töne erreichen mich, aber nie genug, um eine Melodie daraus zu bilden.

Aus alter Gewohnheit kann ich meinen Blick kaum von seinem Lederjackenrücken und seinem flachen Hintern abwenden. Ich strenge mich so lange an, bis sich meine Augen wie Eisklumpen anfühlen und mein Mund wie ein brennender Busch.

Hey, brülle ich, kannst du bitte mal die dämliche Flöte wegstecken?

Als Ea die Treppe hinaufgeht, hofft sie inständig, dass Hector nicht zu Hause ist. Es hat nichts mit ihm zu tun, Ea verspürt lediglich das Bedürfnis, allein zu sein. Nach ihrem aufwühlenden Besuch bei der Seherin Beatrice Wal-lens war sie direkt zu Patti und Afshins Haus nach Inver-ness gefahren. Sie hatte ihnen erzählt, was passiert war, und anschließend kochte Afshin wie immer gut, und sie tranken zwei Flaschen Wein zum Essen. Patti bezeichnete Hellse-heri als spätkapitalistischen Bullshit, und darauf stießen sie an. Die beiden wirkten glücklich und verliebt, obwohl Patti noch vor zwei Wochen davon gesprochen hatte, Af-shin zu verlassen. Mit finsterem Blick hatte sie Ea anver-traut, wie sehr sie sich anstrengen müsse, ihn zu begehren. Sie konzentrierte sich auf jene Körperteile an ihm, die ihr am meisten gefielen. Teile ihn in kleine Stücke auf, um den Akt genießen zu können. Je älter Ea wird, desto verwir-render findet sie die Beziehungen anderer. Der Abend war dadurch jedoch nicht weniger gemütlich gewesen, und am Ende hatte Ea dort übernachtet. Sie machte ein Foto von Afshin, während er das Bett im Gästezimmer für sie bezog, und schickte es Hector. Er antwortete sofort und bat sie, die beiden zu grüßen. Patti war hereingekommen, hatte sie

mit ihrem kühlen Mund auf die Stirn geküsst und gesagt: Versprich mir, das zu vergessen, das ist doch Schwachsinn, da sind wir uns einig. Verlogener Schwachsinn, der nur dafür erfunden wurde, den Menschen das Geld aus der Tasche zu ziehen.

Und denk dran, dass es Sand war, die diese Frau empfohlen hat.

Du kennst doch Sand, Ea.

Die ist für solche Sachen besonders empfänglich.

Ich wünschte nur, sie würde andere Menschen mit ihren perversen Neigungen verschonen. Dass du darauf angesprungen bist, überrascht mich allerdings.

Ea nickte, als wollte sie sagen, mich auch.

Doch als sie heute Morgen aufwachte, war sie immer noch da.

Sie?

Die Unruhe in ihrem Körper. Ein unangenehmer, summender Punkt hinter der Stirn. Sie blieb liegen und horchte, wie sich die anderen für den Tag bereitmachten, und lächelte höflich, als Patti zum Abschied noch einmal den Kopf zur Tür hereinsteckte und sie bat, das alles zu vergessen.

In der Wohnung ist es ruhig. Ea schlüpft vor dem Teppich aus ihren Sandalen und wartet im Flur mit der Handfläche auf der Wand, die sie vor einigen Wochen neu gestrichen hat. Sie ist mit dem Ergebnis zufrieden und freut sich jedes Mal darüber, wenn sie nach Hause kommt. Genau, wie sie es sich vorgestellt hatte, passt das staubige Orange gut zum Elfenbeinweiß der Türrahmen und Sockelleisten.

»Hector?«

Stille. Dann hat es heute also geklappt.

Ea holt sich ein Glas Guavensaft, ehe sie ins Schlafzimmer geht und aufs Bett sinkt. Der Kissenbezug riecht angenehm nach seinem Haar, ein erdiger, melonenartiger Duft. Durch die Flügeltür kann sie ins Wohnzimmer sehen, wo die Sonne die Staubmäuse unter dem Tisch erleuchtet. Darum will sie sich erst heute Abend kümmern, wenn die anderen beiden da sind und es sehen. Ea hat nichts dagegen, für das Putzen zuständig zu sein, aber sie sorgt dafür, Hector und Coco daran zu erinnern, dass diese Arbeit nicht von diskreten Heintzelmännchen durchgeführt wird, wenn niemand da ist. Sie versucht, die Hausarbeit fröhlich und unbeschwert zu erledigen, um Coco als gutes Beispiel voranzugehen. Das Mädchen ist chaotisch und hat die Schwäche ihres Vaters für Krimskrams geerbt; kleine Figuren, Teile von etwas, Stummel und Stückchen. Als Ea die beiden zum ersten Mal zu Hause besuchte, hatte sie das Gefühl, eine unordentliche und schmutzige Version jener Geschäfte zu betreten, die sich auf Kitsch und Nippes spezialisiert haben. Es gab keinen Ort, an dem die Augen Frieden fanden, keine einzige ruhige Fläche. Hier und da lugte der Dielenboden zwischen abgelaufenen Flickenteppichen und Läufern aus gewebtem Plastik hervor, an den Wänden wogten Cocos Zeichnungen und Polaroidfotos, und dem Obst in der Schale war ein Pelz gewachsen. Im Regal kämpften Bücher mit gläsernen Totenköpfen, verwelkten Hängepflanzen und Tennispokalen um einen Platz. Auf dem Boden türmte sich alles, was sonst keinen Raum mehr fand, in schwankenden Stapeln, die manchmal mit einem sausenden Geräusch einstürzten.

Nach ihrem Einzug hatte Ea ausgemistet, behutsam, Zimmer für Zimmer. Sie wollte niemanden vor den Kopf stoßen, aber sie konnte sich unmöglich in dem Durcheinander zurechtfinden, in dem sich Vater und Tochter bislang eingerichtet hatten. Mit Hectors zögerlicher Zustimmung füllte sie einen Müllsack nach dem anderen, und was sie nicht wegwarf, verschenkte sie oder verkaufte es billig. Sie schrubbte mehrmals den Boden, brachte die Teppiche in die Reinigung, leerte die Schubladen und ersetzte die ramponierten Lampenschirme, sie putzte Peanuts Terrarium und kaufte ihm im Zoogeschäft einen hohlen Ast. Die Echse zeigte ihre Dankbarkeit nicht, aber wie Ea gehofft hatte, verbarg sich unter all dem Fett und Staub und Gerümpel eine Dreizimmerwohnung mit hohen Decken, Erkerfenstern und schönen original erhaltenen Details vom Ende des 19. Jahrhunderts. Eine Wohnung, die sie sich nicht annähernd hätten leisten können, wenn Hector nicht einen Mietvertrag von 1998 gehabt hätte. Sie haben unfassbares Glück, dass sie dort wohnen können, wo sie wohnen, mit ihren Jobs und Nicht-Jobs und den Durststrecken dazwischen. In den letzten Jahren ist die Miete um ein paar hundert Dollar gestiegen, aber das ist nichts im Vergleich zum Rest der Stadt. Wenn sie hört, was manche Leute für ihre Kellerlöcher zahlen, ist sie schockiert. Die Immobilienpreise in diesem Teil der Westküste sind absurd. Der Tech-Boom hat die Mieten in Höhen getrieben, die sich nur die wenigsten leisten können, und im Laufe der letzten Jahre sind an mehreren Orten in Mission und im Viertel rund um die Market Street regelrechte Zeltlager entstanden. Ärmliche, improvisierte Städte innerhalb der Stadt. Die Men-

schen lieben und streiten sich und scheißen und sterben dort, weil sie keine andere Bleibe haben. Ea hat irgendwo gelesen, dass über achtzig Prozent der amerikanischen Obdachlosen in Kalifornien leben, weil die Sommer lang und die Winter mild sind.

San Francisco ist kein Ort, an dem man erwachsen wird.

Das hatte Bianca gesagt, ehe sie ihren Laden verkaufte und nach Portland zog. Damals fand Ea ihren Kommentar geschmacklos, jetzt fürchtet sie, die Freundin könnte recht haben. Die Stimmung, die über der Stadt liegt, erinnert an einen verhexten Vergnügungspark. Und viele Menschen, mit denen Ea zu tun hatte, als sie vor bald zehn Jahren herkam, sind inzwischen weitergezogen. Nach Albany, Piedmont, Mountain View. Diesen Sommer wird Ea fünfunddreißig, und obwohl sie Patti und Afshin versichert hatte, der Besuch bei der Seherin sei kein Altersding gewesen, war es genau das.

Ein Altersding.

Ein Todesding.

In letzter Zeit hat Ea zunehmend Angst davor, die falschen Entscheidungen zu treffen. Sie läuft mit dem bedrückenden Gefühl umher, die Jahre wären wie ein Trichter angeordnet, und der weiteste, offene Teil des Lebens läge schon hinter ihr.

Wenn ihr nur jemand erzählen könnte, was das Gute, Richtige ist und wie man dorthin gelangt.

Das denkt sie mitunter.

Und dann war sie eines Tages Sand begegnet, die ungewohnt ausgeglichen schien und deren Bericht von ihrem Besuch bei Beatrice Wallens nicht annähernd so verzwei-

felt geklungen hatte, wie er sich für Ea anfühlte, als sie ein paar Wochen später mit einer Tasse Minztee bei der Seherin saß, in einem seltsam leeren Wohnzimmer mit Blick auf den Buena Vista Park.

Gibt es jemand Bestimmtes, mit dem Sie gerne Kontakt aufnehmen würden?, hatte Beatrice gefragt.

Ea war überrascht gewesen, wie klar sich das Bedürfnis meldete. Wie Durst, dringlich und unmöglich zu ignorieren.

Meine Mutter, hatte sie gesagt. Ich würde gerne mit meiner Mutter sprechen.

Von Angesicht zu Angesicht mit der Frau, die behauptete, sie könne eine Verbindung herstellen, war Ea von einer deprimierenden Sehnsucht befallen worden, die sie längst überwunden geglaubt hatte. Es war ein Gefühl, als hätte jemand einen Kochlöffel in ihre Gedärme gesteckt und wild darin herumgerührt.

Ihre Mutter ...

Beatrice hatte reglos dagesessen, leicht vorgebeugt, mit offenem Mund. Ihr Blick hatte einen Punkt fixiert, der einen halben Meter rechts von Ea lag.

Die Erinnerung daran, was als Nächstes geschah, erfüllt Ea mit Unbehagen, einer hauchdünn über den ganzen Körper verteilten Angst.

Hector hat das Wohnzimmerfenster offen gelassen, in der Zugluft dreht sich der Hängessel mit den pfauengrünen Kissen langsam im Kreis. In der Schreibmaschine ist ein Blatt eingespannt, von hier aus sieht es leer aus. Jeden Morgen schreibt er ein Gedicht und legt es in Cocos Brot-dose.

Ea rollt sich auf die Seite und zieht den Bettüberwurf mit.

Der Geruch.

Wäre er nicht gewesen, hätte sie alles leicht von der Hand weisen und Beatrice als die Schwindlerin abtun können, die sie höchstwahrscheinlich auch ist. Aber kann man sich einen Geruch herbeidenken? Von einem Moment auf den anderen hatte er den Raum erfüllt.

Eau Sauvage.

Dieses Parfüm war unverwechselbar, und darunter das kühle Leder und das Päckchen mit gelbem Bali Shag.

Der Geruch ihres Vaters Troels, wenn er nach einem langen Tag nach Hause gekommen war.

Beatrice hatte sich klar ausgedrückt: ein Mann, keine Frau, Anfang fünfzig, vielleicht etwas älter, ziemlich groß, dunkelhaarig. Stimmt es, dass er einen Bart hatte? Und Schmuck trug?

Vielleicht habe ihre Mutter Charlotte ganz einfach keine Kraft mehr.

Vielleicht war es ihr egal.

Der Gedanke an ihre posthume Zurückweisung tut weh, und in einem Versuch, den Schmerz abzuschütteln, wiederholt sie Pattis gestrige Worte, ahmt den selbstbewussten, entrüsteten Ton nach.

»Spirituelle Schrott. Spätkapitalistischer Bullshit. Geldmacherei.«

Es hilft tatsächlich.

Ea sieht an ihrem Körper herab, ihre Beine, die aus den abgeschnittenen Jeansshorts ragen, die im Vormittagslicht an ihren Oberschenkeln durchscheinenden Adern. Auf

dem Nachttisch lassen die Blumen, die sie gestern gepflückt hat, schon ihre zartlila, seidenweichen Mäuler hängen, vier müde Wiederkäuer, die ihre Köpfe auf den Rand des Marmeladenglases legen.

Es ist schwer erträglich, dass alles fault, verstaubt, abknickt und schwimmt. Hin und wieder packt Ea die Sehnsucht nach einem Ort, der glänzt und glatt und rein und neu ist, an dem die Menschen nicht riechen, die Dinge nicht verderben oder verdaut werden, wo Haare, Nägel, Krankheiten und Geschwüre nicht wachsen. So etwas wie das Raumschiff in Kubricks Film; Umgebungen, die man sauberspülen kann.

Einmal hatte sie es Hector erklären wollen, und er hatte sie besorgt angesehen und gesagt, es sei ja das Gegenteil von Leben, was sie da beschreibe.

Sie sehne sich nach dem Tod.

Es ist nicht einmal elf Uhr, Ea versucht sich zu erinnern, wann Coco donnerstags von der Schule kommt. Inzwischen ist sie schon seit fast sechs Jahren die Stiefmutter des Mädchens. Sonntags gehen sie immer zusammen ins Schwimmbad, und wenn Coco am Wochenende einmal bei ihrer leiblichen Mutter ist, treibt der Geruch von Chlor Ea mitunter vor Sehnsucht die Tränen in die Augen.

Manchmal besteht das größte Mysterium einfach nur darin, dass die Dinge so sind, wie sie sind.

Der Reis ist gewaschen, und Hector antwortet nicht auf ihre Nachrichten. Seit sie Coco ins Bad geschickt hat, ist eine halbe Stunde vergangen, aber das Wasser läuft immer noch nicht. Sie versteht nicht, wie das Mädchen im Laufe

eines Tages so schmutzig werden kann. Was hatte da in ihrem Haar geklebt? Ein Geruch nach Gewürzen und Karamell, wie Barbecuesoße, aber das Kind bestreitet alles.

»Coco?«

»Was ist?«

»Du bist immer noch nicht unter der Dusche.«

»Ich bin gerade dabei, mich aufzuraffen.«

»Darf ich reinkommen?«

Coco sitzt auf dem Rand der Wanne und blättert in einem Mangaheft. Sie blickt zu Ea auf, als sie die Tür hört, ihr Gesicht ist zugleich wachsam und ausdruckslos. Sie hat ein Loch in der rechten Socke, aus dem zwei ihrer Zehen herausragen.

»Sieh zu, dass du es hinter dich bringst, wir essen in zwanzig Minuten.«

»Zwanzig Minuten!« Coco wirft das Buch weg, zieht Leggings und Socken aus und dreht den Hahn auf. Das Wasser rauscht in einem gurgelnden Strahl heraus.

»In die Badewanne schaffst du es heute nicht mehr«, sagt Ea und dreht am Hebel. Der Strahl verschwindet und prasselt stattdessen von oben herab. Coco seufzt und stellt sich unter den Duschkopf. Die feinen Locken werden durchweicht und kleben an Wange und Stirn. Sie hat zugenommen. Ihr Bauch ist rund wie der eines Babys, die dunklen Brustwarzen heben sich ein wenig ab.

»Du darfst ruhig mein gutes Shampoo nehmen«, sagt Ea.

»Welches ist denn das gute, ich sehe nichts?« Coco fuchelt mit den Armen in der Luft herum. Ea reicht ihr die Flasche, von ihrem üblichen Drang erfasst, sich um alles zu kümmern. Vielleicht sogar einige der flaumigen Härchen

zwischen den Augenbrauen zu zupfen. Wenn man klein ist, stört es niemanden, dass man aussieht wie ein Troll; in den unteren Klassen war Coco der Liebling der Lehrer, selbständig und aufmerksam, in sämtlichen Fächern besser als ihre Mitschüler – aber als Neun-, bald Zehnjährige? Es wird nicht leicht für sie werden. Die Kindheit ist eine Insel, die im Meer versinkt. Früher oder später muss man sie verlassen, und man kann sich nur bis zu einem gewissen Grad darauf vorbereiten. Bald werden die Hänseleien anfangen, das weiß Ea ganz sicher. Coco ist anders als ihre Gleichaltrigen, so viel steht fest, aber worin der Unterschied besteht, kann Ea auch nicht genau ausmachen.

»Kriegst du das hin?«

Coco nickt mit geschlossenen Augen, und Ea lässt die Tür angelehnt. Auf dem Esstisch leuchtet ihr Handy. Hector ist unterwegs, viel Verkehr. Sie hatte ein Curry eingefroren, doch es ist weniger als gedacht, weshalb sie jetzt hofft, irgendwo noch eine Dose Kokosmilch zu finden. Sie schiebt die Tür zur Speisekammer auf. Obwohl sie die Fenster hier drinnen immer offen lässt, duftet der Raum süßlich nach dem Hanf, aus dem sie ihre Gleitcreme herstellt. Im Grunde ist es nur ein Absud aus den Trieben und aus Sheabutter, vermischt mit ätherischen Ölen und abgefüllt in Gläsern mit selbstgedruckten Etiketten, aber die Leute zahlen bereitwillig den von ihr festgelegten Preis, fünfundfünfzig Dollar. Anfangs hatte sie ihr Produkt nur an Freunde und Bekannte verkauft, inzwischen bekommt sie jedoch auch Bestellungen von Menschen, die sie nicht mal über mehrere Ecken kennt. Letzte Woche war sie zweimal auf der Post, um insgesamt sechs Gläser zu versch-

cken. Davon allein kann man natürlich nicht leben, aber zusammen mit den Tätowierungen kommt sie gut über die Runden. Ea räumt Hectors Fahrrad beiseite und stellt sich auf die Zehenspitzen. Linsen. Kichererbsen. Mais, noch mehr Mais, aber keine Kokosmilch.

Der Badezimmerboden ist überschwemmt, der Spiegel beschlagen. Ea reißt das Fenster auf und entfernt die Haare aus dem Abfluss.

»Coco«, ruft sie, »ich muss schnell noch ein paar Sachen fürs Abendessen besorgen. Bin in einer Viertelstunde zurück.«

»Alles klar.«

Coco hockt an ihrem Schreibtisch, über irgendetwas gebeugt, nackt bis auf einen Kapuzenpulli, den sie aus dem Wäschekorb geangelt haben muss. Ea beißt sich in die Wange. Warum kann sie sich nicht ordentlich anziehen? Warum *ist* sie so?

»Bis gleich«, sagt Ea. »Ich habe mein Handy dabei, falls irgendetwas sein sollte.«

»Ich male ein Bild für Seven. Es wird ganz besonders Seven-kompatibel, glaube ich.«

»Darüber wird er sich bestimmt freuen.«

»Natürlich freut er sich.«

Ea nimmt zwei Stufen auf einmal. Manchmal hat sie das Gefühl, ihre Sorgen um Coco sind ohne Anfang und Ende, wie diese Bälle aus Gummibändern, ein dichtes Knäuel aus ängstlichen Gedanken. Manchmal teilt sie die Sorgen mit Hector, der sie dann immer bittet, doch damit aufzuhören.

Aufhören, sich Sorgen zu machen!

Als wäre das so einfach, als könnte man sich dafür oder dagegen entscheiden.

Mit der Schulter schiebt sie das leichte Gittertor auf und hört es klickend hinter sich zufallen.

Sorgen. Liebe.

Coco ist Coco, sagt er, sie ist schlau und lustig, und wenn sie möchte, kann sie schreiend komisch sein, wirklich komisch. Sie ist kreativ. Schau dir doch nur an, was sie sich alles ausdenkt. Und das stimmt. Coco ist immer beschäftigt, nie sieht man sie über einem Tablet hängen, nie hört man sie über Langeweile klagen. Ihre Phantasie ist ein reicher Nährboden, ein Brutkasten für die seltsamsten Gedanken und Ideen. Nicht selten möchte man die Werke, die sie im Kunstunterricht malt, freiwillig an die Wand hängen. Hector hat sicher recht, Coco wird ihren Weg schon machen. Nur die Sache mit dem Deo muss sie mit ihm besprechen. Vielleicht schon heute Abend. In den letzten Monaten ist Ea aufgefallen, dass Coco nach Schweiß riecht, wenn sie aus der Schule kommt. Nicht dieser süßliche Geruch warmer Kinderhaut, sondern ein strenger Erwachsenenschweiß. Ein Vater weiß nicht, dass solche Sachen entscheidend sind oder es werden können, schneller, als man denkt.

Ihr eigener hatte es jedenfalls nicht gewusst.

Auf dem Platz vor der Kirche hat ein Pärchen sein Zelt aufgeschlagen, die Frau sitzt auf der breiten Treppe und isst ein Sandwich. Sie ist jünger als Ea und auf eine fuchsische Weise hübsch. Die beiden können noch nicht lange auf der Straße leben. Der Hund, der zwischen ihren Beinen liegt, hebt den Kopf und knurrt, als Ea vorbeigeht. Er trägt ein rotes Tuch um den Hals, wie ein Hund aus einem Film. In

ihrem Rücken hört Ea, wie die Frau mit ihm schimpft. Halt die Schnauze, Alfie. Dummes Tier. Ea läuft das letzte Stück bis zum Bi-Rite. Der Laden ist zu teuer, aber am nächsten gelegen, und sie braucht nichts als Kokosmilch.

»Hey!«

Sand muss gerade erst aus dem Laden gekommen sein. Jetzt stehen sie sich gegenüber, und noch bevor Ea es schafft, sie mit einer oberflächlichen Bemerkung abzuwimmeln, hat Sand sie auch schon an sich gedrückt. Ihre Wildlederjacke riecht nach Tannennadeln.

»Ha! Zweimal in einer Woche. Wie lief es denn?«

»Ach«, sagt Ea und zieht die Strickjacke enger, »ich weiß nicht so recht. Es hat ein ziemlich jähes Ende genommen, wir sind nicht fertig geworden.«

Sand reißt die Augen auf.

»Wie, nicht fertig? Ist etwas schiefgegangen? O nein, sag nicht, dass etwas passiert ist!«

Ea versteht erst mit Verzögerung, worauf das Missverständnis beruht. Als sie sich das letzte Mal getroffen hatten, war sie gerade auf dem Weg zur Hausgeburt einer gemeinsamen Freundin.

»Nein, nein, die Geburt lief gut. Ich hatte dich falsch verstanden. Es war ein ganz wunderbares Erlebnis!«

Ea liefert so viele Details, wie sie vertreten kann, dann lauscht sie Sands Klagen über die lange Krankmeldung einer Kollegin aus der Buchhandlung.

Nachdem sie sich verabschiedet haben und Ea mit der Kokosmilch in der einen Hand und dem Portemonnaie in der anderen zur Wohnung zurückgeht, fühlt sie sich schuldig. Sie hätte ihre Freundin nie derart preisgegeben, wenn

sie nicht solche Angst davor gehabt hätte, dass Sand sie nach dem Besuch bei der Seherin fragen würde.

Wie erbärmlich und typisch für sie, die Schwächen eines anderen Menschen zu nutzen, um sich vor den eigenen zu schützen.

Der Platz vor der Kirche ist leer, keine Spur vom Zelt und seinen Bewohnern.

Aber sie kann sie hören, oder?

Ihre Stimmen.

Ea bleibt stehen und lauscht.

Doch, da redet jemand.

Zu weit entfernt, als dass sie verstehen würde, was gesagt wird.

Wie ein Radio, das in einem Zimmer am anderen Ende der Wohnung läuft.

Sie biegt um die Ecke. Die Straße liegt verlassen da, die schwere Kirchenpforte ist mit einer Kette verschlossen. Ein Stück weiter die Treppe hinab wippt die Plastikfolie eines Sandwiches im Abendwind.

Hinter der weißen Mauer liegt der Friedhof. Als Coco jünger war, waren sie ab und zu in die Kirche gegangen und hatten fünf Dollar gezahlt, um die Glocke zu läuten. Sie liebten es beide, das schwere Metall weit über ihnen in Bewegung zu setzen; zu sehen, wie der Klöppel gegen die Seiten prallte; die Schläge über das Viertel regnen zu lassen wie eine Schimpftirade.

Könnten sie dort hineingegangen sein, um ihre Ruhe zu haben?

Es ist spät, das Tor ist abgeschlossen.

Vielleicht sind sie hinübergeklettert.

Aber was ist mit dem Hund?

Ohne es sich erklären zu können, hat Ea plötzlich das Gefühl, es würde sie etwas angehen.

Ihre Entscheidung, ihr Verschwinden.

Auf der Straße rauscht in hohem Tempo ein Auto vorbei, und der Motorenlärm übertönt für einige Sekunden die Stimmen. Als sie das Tor erreicht hat, wird ihr bewusst, dass das Gespräch nur in ihrem Kopf stattfindet, auf Dänisch.

Dass es klingt wie ein Streit.

Nicht leidenschaftlich und laut, sondern mit dieser ganz eigenen, bitteren Verbissenheit, an die sie sich allzu genau erinnert.